



## DAS BUCH

Die sechzehnjährige Gaia Stone, eine junge Hebamme, muss aus ihrer Heimat fliehen – mit nichts als den Kleidern an ihrem Leib und ihrer neugeborenen Schwester im Arm. Ihre Eltern wurden in der Enklave ermordet, die Liebe ihres Lebens verhaftet. Und die zerstörte Welt, in der sie lebt, straft unbarmherzig jede Schwäche. Als ein Fremder sie mitten im Ödland vor dem Verdursten rettet, scheint sie zunächst in Sicherheit – bis die Anführerin des Dorfes Gaia nicht nur die Schwester, sondern auch die Freiheit nimmt. Verzweifelt und entmutigt gibt Gaia beinahe auf. Aber nach und nach kann die junge Hebamme das Vertrauen der Siedler gewinnen, und sie offenbaren ihr das furchtbare Geheimnis des Dorfes: Seit Jahren schon werden immer weniger Mädchen geboren, und nun wird das Dorf von den verbliebenen Frauen regiert, während unter den Männern ein immer heftigerer Kampf entbrennt – was auch Gaia schon bald zu spüren bekommt ...

Caragh O'Briens spannende Saga um Gaia Stone und ihre Welt:

*Erster Band:* Die Stadt der verschwundenen Kinder

*Zweiter Band:* Das Land der verlorenen Träume

*Dritter Band:* Der Weg der gefallenen Sterne

## DIE AUTORIN

Caragh O'Brien wuchs in Minnesota auf und studierte Literatur und Kreatives Schreiben. Nach dem Studium begann sie als Highschool-Lehrerin zu arbeiten und entdeckte nebenbei die Freude am Schreiben. Die Serie um »Die Stadt der verschwundenen Kinder« ist ihr Jugendbuch-Debüt und hat in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien viel Aufsehen erregt. Caragh O'Brien ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt mit ihrer Familie und zwei Wüstenrennmäusen in Connecticut.

CARAGH O'BRIEN

das land der  
verlorenen  
träume

Roman

Mit Bonusgeschichte  
»Ein Zeichen des Neubeginns«

Aus dem Amerikanischen von  
Oliver Plaschka



Die Originalausgabe ist unter dem Titel *Prized*  
bei Roaring Book Press, New York, erschienen.  
Die Bonusgeschichte ist unter dem Titel *Ruled* als E-Book  
bei Tor Books, New York, erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

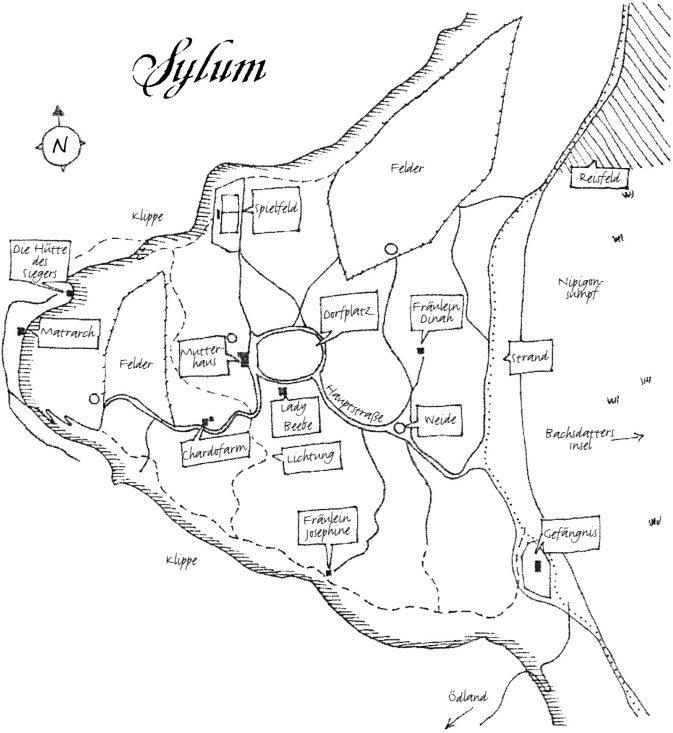
Copyright © 2011, 2012 by Caragh M. O'Brien  
Copyright © 2012, 2014 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2014 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2014  
Karte & Illustration: Caragh M. O'Brien  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik·Design, München,  
unter Verwendung eines Fotos von © Rekha Garton,  
nach der Idee von Jason Ramirez  
Redaktion: Susann Rehlein  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31529-7

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

*Für Nancy Mercado*

# Sylum



# Inhalt

1	Das Ödland	9
2	Libbies	34
3	Eine Abmachung	54
4	Peonys Bitte	75
5	In der Scheune des Morteurs	92
6	Gift	104
7	In Ketten	116
8	Eine Zeit der Besinnung	137
9	Brüder	162
10	Nackte und Hemden	180
11	Das Spiel der Zweiunddreißig	192
12	Preis	204
13	Ehrlichkeit	213
14	Ritt zu zweit	238
15	Mutprobe	249
16	Bachsdatters Insel	266
17	Bug und Heck	278

18	Die Hütte des Siegers .....	292
19	Glühwürmchen .....	309
20	Unschuld .....	333
21	Zimt .....	355
22	Paradies .....	362
23	Das Tribunal .....	377
24	Am Pranger .....	391
25	Die Entscheidung der Matrarch .....	405
26	Neue Kraft .....	423
27	Noch weiter .....	444
	Bonusgeschichte .....	463
	Danksagung .....	493



# 1 Das Ödland

Sie packte den Griff ihres Messers fester und taumelte zurück ins Dunkel. Jenseits des Feuers lag das nächtliche Ödland so still, als würden selbst der Wind und die Steine innehalten und in die Nacht hinaus lauschen. Da war es wieder – ein leises Knirschen wie von Schritten auf Kies. Jemand oder etwas dort draußen beobachtete sie.

Gaia drehte das Messer in der Hand und spähte dorthin, wo der Feuerschein auf die Felsen und die knorri-gen, windschiefen Bäume der Schlucht fiel. Ohne den Blick abzuwenden, tastete sie mit der Hand nach dem Baby, das sicher in der Schlinge um ihre Brust lag, warm und kaum schwerer als ein Brotlaib. Sie hatte sein Fläschchen abseits des Feuers auf einem Felsvorsprung gelassen und hoffte, wer immer sie beobachtete, würde das Fläschchen nicht antasten.

Abermals hörte sie das Knirschen und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die andere Seite des Feuers. Ein Kopf erschien am Rand des Feuerscheins und schaute sie an. Es war ein großer Tierkopf – wie von einer Kuh, aber länglicher. *Ein Pferd?*, dachte sie überrascht, denn sie hatte immer gedacht, diese Tiere wären ausgestor-

ben. Sie schaute, ob es einen Reiter trug, doch da war keiner.

Unvorsichtigerweise senkte sie das Messer. In diesem Moment schloss sich eine kräftige Hand um ihr Handgelenk und eine zweite um ihre Kehle.

»Fallen lassen«, sagte eine leise Stimme von hinten in ihr rechtes Ohr.

Schweiß rann ihr über den Körper, doch sie hielt das Messer unbeirrt fest. Der Druck der Hand blieb derselbe, nahm weder ab noch zu und kündete von der Zuversicht ihres Besitzers, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Gaia ihm gehorchen würde. So gekonnt, wie er sich angeschlichen hatte, blieb ihr kaum eine Chance zur Gegenwehr. Sie konnte das Pochen ihres Pulses unter dem bedrohlichen Druck seines Daumens am Hals spüren.

»Tu mir nichts«, sagte sie und erkannte im selben Moment, dass er sie längst hätte umbringen können, wenn das seine Absicht wäre. Einen Sekundenbruchteil lang erwog sie, sich mit einem Tritt von ihm loszureißen, doch dabei könnte sie vielleicht das Baby verletzen. Das durfte sie nicht riskieren.

»Lass einfach das Messer fallen«, sagte er. »Dann können wir uns unterhalten.«

Mit einem Gefühl der Verzweiflung ließ sie das Messer fallen.

»Trägst du sonst noch irgendwelche Waffen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Keine hastigen Bewegungen«, sagte er und gab sie frei.

Einen Moment war ihr schwindlig von all dem Adrenalin, das noch durch ihre Adern strömte. Er hob das Messer auf und machte einen Schritt zum Feuer hin. Er war breitschultrig und trug einen Bart, und seine Kleidung und sein Hut waren genauso abgewetzt und staubig wie das Ödland.

»Komm näher, dass ich dich besser sehen kann«, sagte er und streckte die Hand aus. »Wo ist der Rest deiner Gruppe?«

»Wir sind ganz allein«, sagte sie.

Gaia trat ans Feuer. Jetzt, da mit der ersten Angst auch ihre letzte Kraft verfliegen war, bezweifelte sie, dass sie sich noch lange auf den Beinen würde halten können. Sie war sich vollkommen dessen bewusst, dass ihr kümmerliches Lager ihre Verfassung nur zu deutlich verriet: abgezehrt bis an die Grenzen nackten Überlebens. Er nahm das Babyfläschchen in die Hand. Sein Blick fiel auf die Schlinge vor ihrer Brust und die Hand, die sie schützend davorhielt. Offenkundig überrascht schob er sich mit dem Daumen den Hut hoch.

»Du hast ein Kind?«

Gaia stützte sich mit einer Hand am nächsten kahlen Baumstamm ab. »Du hast kein Milchpulver bei dir, nehme ich an?«

»Normalerweise brauche ich keins, bedaure. Was ist da drin?« Sachte schüttelte er das Fläschchen und hielt es ans Feuer, sodass die helle Flüssigkeit darin golden strahlte.

»Kaninchenbrühe. Aber sie trinkt nicht mehr. Sie ist schon zu schwach.«

»Ein Mädchen auch noch! Lass mich mal sehen.«

Sie hielt die Schlinge so, dass er das schlafende Kind sehen konnte, und vergewisserte sich – wie bestimmt schon tausendmal, seit sie die Enklave verlassen hatte –, dass ihre kleine Schwester noch atmete. Feuerschein tanzte auf dem winzigen, erschöpften Gesicht und verlieh ihm kurz Farbe. Eine zarte Vene spannte sich über Mayas rechte Schläfe, und die kleine Brust hob sich, um Atem zu schöpfen.

Der Mann streckte einen Finger nach dem Baby aus, hob ein Augenlid an und ließ es wieder sinken.

Dann stieß er einen lauten Pfiff aus, und das Pferd kam heran. »Dann los, Mylady«, sagte er zu Gaia und hob sie entschlossen in den Sattel. Sie hielt sich am Horn fest, um ihr Gleichgewicht zu halten, und schwang ein Bein auf die andere Seite. Er reichte ihr das Fläschchen und ihren Umhang, dann packte er ihre wenigen Habseligkeiten in ihren Rucksack und warf ihn sich über die Schulter.

»Wohin reiten wir?«, fragte Gaia.

»So schnell es geht nach Sylum. Ich hoffe, wir sind noch nicht zu spät.«

Sie rutschte nach vorn und zog ihr Kleid zurecht. Oberhalb der Stiefel konnte sie die kalte Nachtluft an ihren Beinen spüren. Der Mann stieg hinter ihr auf, und sie machte ihm Platz. Dann griff er um sie herum und nahm die Zügel auf.

»Hü, Spider!«

Zuerst kam Gaia der Gang des Pferds sehr ruckhaft vor, doch sobald sie sich entspannte und mit den Bewegungen mitging, wurde es angenehmer. Hinter ihnen stand der fast volle Mond tief am westlichen Himmel, sodass sie Schatten vor sich auf den Weg warfen. Gaia schaute nach rechts, nach Süden, wo die Enklave und alles, was sie zurückgelassen hatte, schon lange hinter dem dunklen Horizont verschwunden waren.

Zum ersten Mal seit Tagen begann sie daran zu glauben, dass sie vielleicht überleben würde. Fast schmerzte die neu entfachte Hoffnung, und die lichtlose Einsamkeit, die sie beim Gedanken an Leon überkam, schien ebenso real wie die schützenden Arme des Fremden. Sie hatte Leon verloren. Sie würde nie erfahren, ob er noch lebte, und diese Ungewissheit war fast noch schlimmer als das sichere Wissen um den Tod ihrer Eltern.

Ihre Schwester könnte sehr gut die Nächste sein. Gaia ließ die Hand in die Schlinge gleiten und tastete behutsam nach dem warmen Kopf des Babys, sorgsam darauf bedacht, dass ihr Umhang nicht seine Atmung behinderte. Dann gestattete sie ihren Augen zuzufallen. »Maya stirbt«, sagte sie nach einer Weile.

Erst gab der Mann keine Antwort. Wahrscheinlich, dachte sie, war es ihm egal. Dann aber regte er sich vorsichtig hinter ihr.

»Das könnte passieren«, gab er leise zu. »Leidet sie sehr?«

*Nicht mehr*, dachte sie. Mayas Weinen war die letzten

Tage schwer zu ertragen gewesen. Diese fast endgültig wirkende Stille aber brach ihr vollends das Herz. »Nein«, antwortete sie.

Sie sank in sich zusammen. Vage nur war sie sich der sanften Stärke bewusst, mit der er sie und das Kind zu stützen versuchte. Weshalb die Hilfsbereitschaft eines Fremden ihre Trauer und Verzweiflung noch verschlimmern sollte, war ihr zwar nicht klar, doch so war es. Ihre Beine waren eiskalt, doch ansonsten wurde ihr bald wärmer. Und irgendwann, eingelullt vom gleichmäßigen, unermüdlichen Traben des Pferds, erlag sie der Verheißung des Vergessens und schlief ein.

Gaia war, als vergingen ganze Jahre, bis sie sich einer leichten Veränderung bewusst wurde. Alles tat ihr weh, und sie saß noch immer im Sattel, doch sie hatte sich und das Baby in die Sicherheit spendenden Arme des Fremden sinken lassen. Gaia holte tief Luft und schlug die Augen auf. Das Baby war warm und seine Haut durchscheinend und fast blau in ihrer Blässe, doch es atmete noch. Sonnenschein lag auf dem kleinen Gesicht, und als Gaia den Kopf hob, stellte sie verwundert fest, dass sie sich in einem Wald befanden.

Kleine Staubflöckchen tanzten in den Sonnenstrahlen, die das Dach aus Laub und Kiefernadeln durchstachen. Die lichtdurchflutete Luft war feucht und reichhaltig und fühlte sich ganz anders an in ihren Lungen als die des Ödlands. Mit jedem Atemzug spürte Gaia, wie Wärme ihre Glieder durchströmte.

»Was ist das«, fragte sie, »in der Luft?«

»Das ist bloß der Wald«, sagte er. »Vielleicht riechst du den Sumpf. Wir haben es nicht mehr weit.«

Selbst wenn es in Wharfton geregnet hatte, war es ihr immer so vorgekommen, als wäre die Luft zwischen den einzelnen Tropfen stets trocken geblieben, hungrig nach Nässe. Hier dagegen fühlte sich selbst die raue Haut zwischen ihren Fingern wieder geschmeidiger an.

»Du redest im Schlaf«, stellte der Reiter fest. »Ist Leon dein Mann?«

Der Gedanke war ebenso grotesk wie traurig. »Nein«, sagte sie. »Ich bin nicht verheiratet.«

Sie senkte den Blick zu der Kette mit der Uhr ihrer Mutter, die Leon ihr zurückgegeben hatte. Sie zog sie zurecht, bis sie wieder gerade hing, öffnete ihren Umhang und streckte sich. Der Mann ließ ihr den Platz und hielt die Zügel nur mit einer Hand. Seine Fingernägel, sah sie, waren kurz und sauber.

»Woher kommst du?«, fragte er.

»Aus dem Süden. Wharfton, auf der anderen Seite des Ödlands.«

»Das gibt es also noch?«, staunte er. »Wie lange bist du schon unterwegs?«

Sie dachte zurück an die Zeit im Ödland, doch die Erinnerung verschmolz ungezählte Tage voll Einsamkeit, Schmerz und Hunger zu einem schwarzen Klumpen. »Das Milchpulver für Maya hat zehn Tage gereicht. Danach habe ich den Überblick verloren. Ich habe eine

Oase gefunden und ein Kaninchen gefangen. Das war vor vielleicht zwei Tagen. Ich bin mir nicht sicher.« In der Oase hatte eine Leiche gelegen. Sie hatte keine sichtbaren Verwundungen gehabt und war ihr wie ein Vorbote ihres eigenen drohenden Hungertods erschienen. Und doch hatte sie es bis hierher geschafft.

»Du bist jetzt in Sicherheit«, sagte er. »Beinahe zumindest.«

Der Weg stieg ein letztes Mal an und beschrieb eine Biegung. Zu ihrer Rechten senkte sich das Land und ging in eine riesige blaugrüne Fläche über, die sich bis zum östlichen Horizont erstreckte. Wo sie nicht von kleinen grünen Hügelchen durchsetzt war, spiegelte sich der Himmel darin.

Der Anblick verwirrte Gaia, und erst wollte sie ihren Augen nicht trauen. »Ist das ein See?«

»Das ist der Sumpf. Der Nipigonsumpf.«

»Ich habe noch nie etwas so Schönes gesehen«, sagte sie.

Sie beschirmte die Augen mit der Hand und bestaunte den Anblick. Gaia hatte sich in ihrer Kindheit oft vorzustellen versucht, wie der Trockensee ausgesehen haben mochte, als er noch voll Wasser gewesen war – aber ihr wäre nie der Gedanke gekommen, dass es wie ein zweites Stück Himmel unterhalb des Horizonts aussah. Der Sumpf schien einen Großteil der sichtbaren Welt einzunehmen: halb schlangengleiche Wasserpfade, halb Flecken von Grün, mit drei Inseln in der Ferne. Selbst von hier oben konnte sie die kühle Frische der Luft



schmecken, mit einer scharfen Lehm- und Schlammnote gewürzt.

»Wie kann es nur so viel Wasser geben?«, fragte sie. »Weshalb ist nicht alles verdunstet?«

»Das meiste Wasser ist ja auch weg. Das ist alles, was von einem See aus der Kalten Zeit geblieben ist, und der Wasserspiegel sinkt mit jedem Jahr.«

Sie zeigte auf eine dunkle Fläche, die unter der Brise träge Wellen schlug. »Was ist das dort drüben?«

»Da hinten? Das ist unser Reisfeld«, sagte er. »Schwarzer Reis.«

Der Pfad beschrieb eine lange Linkskurve am Steilufer entlang, und dann konnte Gaia sehen, dass die Gegend sich zu einem weitläufigen, V-förmigen Tal hin senkte, an dessen breitem Ende der Wald bis zum Ufer des Sumpfes reichte. Ein Flickenteppich von Wäldchen, Äckern und Gärten erstreckte sich vor ihr, zusammengeñäht von Feldwegen und mit drei Wassertürmen festgeheftet. Ein Grüppchen Männer arbeitete an Ruderbooten und Kanus, wo der Weg auf den Strand traf.

»Havandish!«, rief der Reiter. »Beeil dich und sag der Matrarch, dass ich ein Mädchen mit einem halb verhungerten Baby gefunden habe. Sie braucht eine Amme!«

»Wir treffen uns am Mutterhaus«, antwortete der Mann. Dann schwang er sich auf ein Pferd und galoppierte voran. Die anderen drehten neugierig die Köpfe.

»Wer ist die Matrarch?«, fragte Gaia.

»Lady Olivia. Die Herrscherin von Sylum«, sagte er.

Er lenkte sein Pferd rasch über den Strand zum Dorf hin. Einmal strauchelte das Tier, und Gaia hielt sich am Horn fest, doch dann fing es sich wieder.

»Fast geschafft, Spider«, lobte der Reiter. »Braver Junge.«

Das unter seiner Doppellast schweißgebadete Pferd wackelte mit dem Ohr und zwang sich voran. Die Straße beschrieb eine weitere Kurve und endete unvermittelt an einem ovalen Platz, der von Eichen und rustikalen Holzhütten gesäumt war. Ein paar einfach gekleidete Menschen unterbrachen ihre Arbeit, als sie näher kamen.

Ihnen gegenüber, jenseits der sonnenbeschienenen Straße, erhob sich ein großes Haus aus sauber verarbeiteten Balken. Davor standen vier Holzgestelle in einer Reihe, wie die Einzelteile eines Zauns. Gaia wurde einer gebeugten Gestalt im letzten der Gestelle gewahr, und es dauerte eine Schrecksekunde, ehe sie begriff: Es waren Pranger, und die dunkle Gestalt ein zusammengesackter Gefangener, der in der Mittagshitze bewusstlos geworden oder schon tot war.

»Weshalb steht dieser Mann da am Pranger?«, fragte sie.

»Versuchte Vergewaltigung.«

»Geht es dem Mädchen gut?«, fragte Gaia. *An was für einem Ort bin ich hier gelandet?*

»Ja«, sagte er und stieg hinter ihr ab. Er tätschelte dem Pferd den Hals und wandte sich ihr zu, energisch und bärtig, stark und schlank. *Er ist noch ganz jung*, dachte

sie überrascht, als sie ihn jetzt zum ersten Mal richtig sah. Er legte den Kopf schräg und musterte sie, und sie rechnete damit, dass er sie nach der Narbe fragen würde, die die linke Hälfte ihres Gesichts entstellte. Doch das tat er nicht. Stattdessen nahm er den Hut ab und fuhr sich mit der Hand durchs schweißnasse Haar. Wache, entschlossene Augen beherrschten sein Gesicht und verliehen ihm trotz des Barts eine freundliche Offenheit. Seine Mundwinkel zeigten eine kurze Andeutung von Mitgefühl.

Dann setzte er den Hut wieder auf. »Ich hoffe, dein Baby kommt durch«, sagte er. »Auch um deiner selbst willen.«

Überrascht drückte sie ihre Schwester an sich, doch noch ehe sie ihn fragen konnte, was er damit meinte, hörte sie ein leises Klopfen hinter sich. Sie drehte sich um zu der breiten Veranda, die das Mutterhaus umlief, und sah eine weißhaarige Frau mit einem roten Stock durch die Fliegengittertür treten. Die Frau hielt ihren Kopf hoch erhoben, und ihr hellblaues Kleid umfloss ihre schwangere Gestalt mit majestätischer Schlichtheit. An einer Kette um ihren Hals funkelten Gold und Glas, ein Monokel.

*Sechs Monate*, schätzte Gaia. Die Matrarch war im sechsten Monat schwanger.

Ein halbes Dutzend Frauen war ihr aus dem Haus gefolgt und machte aus seiner Neugierde keinen Hehl. Auch vor den einfachen Hütten um den Platz sammelten sich die Leute.

Die Matrarch streckte erwartungsvoll die schlanke Hand aus. »Chardo Peter? Du bringst uns ein Mädchen und ein Baby?«

Irgendwie schien die Geste nicht ganz zur Richtung ihres Blicks zu passen, und als Gaia die Bedeutung ihres Stocks dämmerte, begriff sie: Die Matrarch war blind.

»Jawohl, Mylady«, sagte er. »Das Baby ist ein Mädchen und fast verhungert.«

»Bring sie zu mir«, sagte die Matrarch. »Sie ist bestimmt geschwächt. Trag sie, wenn nötig.«

Chardo hängte seinen Hut an den Sattel und half Gaia abzusteigen. Sie achtete darauf, Mayas Schlinge ruhig zu halten, doch kaum dass ihre Füße den Boden berührten, gaben ihre Knie nach. Chardo fing sie auf, ehe ihre Beine vollends den Dienst versagten. »Vergib mir«, sagte er. Dann nahm er sie auf die Arme und trug sie zur Veranda. Dort lehnte sich Gaia an einen Pfosten und schaute sich vorsichtig um. Sie wusste nicht, weshalb, doch ein seltsames Gefühl beschlich sie. Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht.

»Bitte«, sagte Gaia. »Wir brauchen einen Arzt.«

Die Spitze des roten Stocks fand Gaias Fuß, dann gab die Matrarch den Stock weg und streckte die Hände aus. »Ich will das Baby sehen.« Zwar minderten Melodie und Wohlklang ihrer Stimme den Eindruck eines direkten Befehls, doch sie erwartete zweifelsfrei Gehorsam.

Gaia nahm Maya sanft aus der Schlinge und hob sie in die ausgestreckten Hände. Das Baby war unglaublich

dürr und zerbrechlich, kaum mehr als ein lebloses Lakenbündel. Die Matrarch wiegte Maya auf dem Arm und ließ ihre flinken Finger über ihr Gesicht und ihre Arme huschen, bis sie an ihrem Hals zur Ruhe kamen.

Die Haut der Matrarch wies eine tiefe Bräune auf und war auf Nase und Wangen von noch dunkleren Sommersprossen übersät. Sie hatte nur wenige Falten. Trotz ihres vorzeitig ergrauten Haars, das zu einem weichen, schweren Knoten gebunden war, schätzte Gaia, dass die Matrarch erst Mitte dreißig war und sich offenbar gut mit Babys auskannte. Ihre hellbraunen Augen, obgleich blind, wirkten wach und energisch. Dann verfinsterte sich ihre Miene.

»Was ist?«, fragte Gaia.

»Es geht ihr nicht gut«, sagte die Matrarch. »Wann ist sie geboren?«

»Vor etwa zwei Wochen. Sie kam zu früh.«

»Wo ist Lady Eva?«, fragte die Matrarch.

Eine Frau mit einem Baby kam von den Hütten herbeigeeilt. »Hier bin ich!«, rief sie. Ihre Schürze war mit roten Flecken übersät, und ihr dunkles Haar hatte sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst. »Ich habe mich gerade um mein Eingemachtes gekümmert, aber Havandish meinte, das hier sei wichtig. Wozu braucht Ihr mein Baby?«

»Damit es Eure Milch zum Fließen bringt«, sagte die Matrarch. »Es ist gerade ein Kind eingetroffen, das zu schwach zum Saugen ist. Tut, was Ihr könnt, um ihr zu helfen. Lady Roxanne, begleitet sie. Bitte schnell.«

Die Matrarch reichte Gaias Schwester einer großen, schlaksigen Frau, die Gaia durch ihre Brille einen unfreundlichen Blick zuwarf. Dann brachte sie das Baby in die Hütte. Lady Eva, die ihr folgte, knöpfte im Gehen schon ihre Bluse auf.

»Wartet auf mich!«, rief Gaia.

»Nein, du bleibst hier«, sagte die Matrarch. »Wir müssen uns erst besser kennenlernen. Wie ist dein Name, Kind?«

Gaia schaute nervös zur Fliegengittertür, die anderen waren aber schon außer Sicht. Sie wollte ihnen folgen, doch ihre Beine waren immer noch zu schwach. »Wo hin gehen sie? Ich muss bei meiner Schwester bleiben.«

»Sie ist also nicht dein eigenes Kind?«, fragte die Matrarch.

»Nein. Natürlich nicht.« Sie merkte, dass Chardo verblüfft dreinschaute, so als sei er derselben Fehleinschätzung erlegen. »Ich hätte ihr doch nie Kaninchenbrühe gegeben, wenn ich sie hätte stillen können.«

»Ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte«, gab er zu.

»Offensichtlich hast du einiges hinter dir«, unterbrach die Matrarch und hob die Hand. »Lass mich dein Gesicht sehen.«

Gaia wich ans Geländer zurück, um der Berührung zu entgehen.

»Nein«, sagte sie.

»Ah!«, sagte die Matrarch überrascht und ließ die Hand sinken.

»Du musst kooperieren«, mahnte Chardo.

Kooperation konnte aber auch gefährlich sein. Das hatte Gaia gelernt. »Ich muss bei meiner Schwester bleiben«, wiederholte sie. »Bringt mich zu ihr, dann werde ich kooperieren.«

Die Matrarch trommelte mit ihren Fingern auf die Spitze ihres Stocks. »Ich fürchte, so wird das nichts mit uns. Wie alt bist du? Woher kommst du?«

»Ich bin Gaia Stone«, sagte sie. »Sechzehn Jahre alt. Vor zwei Wochen habe ich Wharfton verlassen. Jetzt lasst mich hinein. Wir verschwenden unsere Zeit.«

Da bildete sich eine nachdenkliche Falte auf der Stirn der Matrarch. »Wieso nur kommt mir dieser Name bekannt vor? Wer sind deine Eltern?«

»Meine Eltern waren Bonnie und Jasper Stone.« Da kam Gaia eine Idee. »Kennt Ihr vielleicht meine Großmutter, Danni Orion? Ist sie hier?«

Die Matrarch griff nach ihrer Kette und brauchte einen Moment, ehe sie antwortete. »Danni Orion war vor mir die Matrarch. Es tut mir leid, dir sagen zu müssen, dass sie seit nunmehr zehn Jahren tot ist.«

Als die Matrarch die Kette wieder losließ, erhaschte Gaia zum ersten Mal einen klaren Blick darauf. Ein vergoldetes Monokel hing daran, und erst war Gaia sprachlos, denn es war ihr nicht unbekannt. Sie hatte es schon einmal gesehen, vor vielen Jahren – eine ihrer frühesten Erinnerungen war, wie ihre Großmutter dieses Monokel in der Sonne hatte glitzern lassen.

»Ihr tragt das Monokel meiner Großmutter!«, staunte

Gaia. Erloschen war die Hoffnung, ihre Großmutter jemals kennenzulernen. Dafür wusste sie nun mit Gewissheit, dass dies der Ort war, nach dem sie wochenlang im Ödland gesucht hatte: Dies war der Tote Wald, in dem ihre Großmutter gelebt hatte, der Ort, den Gaia nach dem Willen ihrer Mutter und der alten Meg hatte finden sollen. Nachdenklich ließ sie den Blick über die hohen, schattigen Bäume und die grünen Rasenflächen vor den Hütten schweifen. Das Einzige, was hier tot war, war die Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihrer Großmutter Danni O., so viel war klar.

»Gaia Stone«, sagte die Matrarch langsam, als bereite der Name ihr Schwierigkeiten. »Deine Großmutter hat mir von deiner Familie erzählt. Ich glaube, man hat euch einen Bruder genommen. Jetzt fällt es mir wieder ein: Sie haben dir das Gesicht verbrannt, nicht wahr?«

Die Zeit schien für ein paar Momente stillzustehen, und Gaia schaute der Frau in die blinden Augen. Es war schon mehr als seltsam, am Ende dieser langen Reise auf jemanden zu stoßen, der von ihrer Narbe wusste, sie jedoch nicht sehen konnte und auch nicht zu berühren brauchte. Dennoch strich sie sich automatisch das Haar über die linke Gesichtshälfte.

»Zwei Brüder«, korrigierte sie die Matrarch, als ob es darauf noch ankäme. »Die Enklave hat mir beide Brüder genommen. Einen habe ich nie kennengelernt. Der andere floh kurz vor mir ins Ödland.«

»Weshalb hat man dich nicht in die Enklave gebracht? Das verstehe ich nicht.«



»Ich kam nicht dafür in Betracht – wegen der Verbrennungen in meinem Gesicht. Ansonsten wäre vielleicht auch ich vorgebracht worden.«

»Wo sind deine Eltern jetzt?«, fragte die Matrarch.

»Sie sind in der Enklave gestorben. Mein Vater wurde ermordet, meine Mutter starb bei der Geburt meiner Schwester.«

»Das tut mir leid«, sagte die Matrarch.

Gaia starrte ausdruckslos zur Fliegengittertür. »Bitte«, flehte sie. »Lasst mich zu meiner Schwester! Ich muss wissen, dass es ihr gut geht.«

»Du kannst fürs Erste nichts mehr für sie tun, und es gibt noch etwas, das wir klären müssen«, sagte die Matrarch und machte eine ausholende Geste. »Bringt ihr einen Stuhl.«

Chardo brachte einen Holzstuhl heran, und Gaia ließ sich erschöpft darauf niedersinken.

»Sag mir«, fragte die Matrarch, »weshalb bist du mit einem kleinen Kind ins Ödland gegangen? Weshalb hast du ihr Leben aufs Spiel gesetzt?«

»Ich hatte keine andere Wahl«, sagte Gaia.

»Vielleicht galt das ja für dich«, sagte die Matrarch. »Aber wieso konntest du das Baby nicht zurücklassen? Sicher hätte sich jemand in Wharfton ihrer annehmen können.«

Gaia hob überrascht die Brauen. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, Maya zu beschützen – und für Gaia hieß das, als Familie vereint zu bleiben. »Ich konnte sie doch nicht zurücklassen!«

»Obwohl du wusstest, dass sie vielleicht sterben würde?«

Gaia schüttelte den Kopf. »Ihr versteht nicht. Ich musste mich um sie kümmern. Ich hatte ja keine Ahnung, dass die Durchquerung des Ödlands so lange dauern würde.« Dann fiel ihr wieder ein, dass ihre Freundin Emily ihr angeboten hatte, sich um Maya zu kümmern, und sie das Angebot ausgeschlagen hatte. War das etwa ein Fehler gewesen?

»Ich nehme an, dass du auch keine Ahnung hattest, was du auf der anderen Seite vorfinden würdest«, fuhr die Matrarch fort. »Das war ein schreckliches Risiko. Eine Verzweiflungstat, geradezu selbstmörderisch. Wurdest du zu Hause denn verfolgt? Warst du eine Kriminelle oder eine Art Rebellin? Bist du geflohen, um dem Gesetz zu entgehen?«

Gaia warf Chardo und den anderen einen unbehaglichen Blick zu.

»Ich habe mich der Regierung der Enklave widersetzt«, gab sie zu. »Aber ich habe keine Rebellion angezettelt. Ich habe nur getan, was ich für richtig hielt – sonst nichts.«

»Sonst nichts?«, wiederholte die Matrarch und lachte. Nachdenklich ließ sie die Spitze ihres Stocks über dem Boden kreisen. Dann wurde ihr Gesicht wieder ernst. »Du musst eine Entscheidung treffen, junge Dame. In Sylum zu bleiben ist wie durch ein Tor zu treten, durch das es kein Zurück mehr gibt. Du kannst hindurchtreten – aber jeder, der versucht, Sylum zu verlassen, stirbt.

Wir verstehen selbst nicht, weshalb das passiert, aber die Leichen im Ödland beweisen es.«

Gaia machte große Augen. »Ich habe einen Leichnam gesehen«, sagte sie. »In der Oase, zwei Tage von hier. Er war noch nicht lange tot. Ich hatte schon Angst, das Wasser wäre vergiftet.«

»Ein Mann mittleren Alters mit Vollbart und einer Brille?«, fragte die Matrarch.

»Und grauen Kleidern«, nickte Gaia. Der Anblick hatte sie verängstigt, aber auch hoffen lassen, dass sie sich der Zivilisation näherte.

»So viel zu deinem vermissten Krim, Chardo«, sagte die Matrarch, dann wandte sie sich wieder an Gaia. »Er ist vor vier Tagen aus dem Gefängnis ausgebrochen. Aber jedem, der von hier weggeht, passiert das Gleiche. Es sind zwar schon Nomaden bei uns durchgekommen, doch wenn sie nur zwei Tage lang bleiben, blüht ihnen das gleiche Schicksal.«

Gaia hatte noch nie von so etwas gehört. »Was könnte denn die Ursache dafür sein? Ist es vielleicht eine Krankheit?«

»Wir glauben, dass es etwas in der Umwelt ist«, erklärte die Matrarch. »Es gibt eine kurze Übergangszeit, in der sich der Körper daran anpasst – doch davon abgesehen droht einem hier kein Unheil. Außer dem Offensichtlichen natürlich.«

Verwirrt ließ Gaia den Blick über die versammelte Menge schweifen und versuchte zu erraten, was denn so offensichtlich war. Abgesehen von dem Mann am

Pranger und der Blindheit der Matrarch machten alle einen gesunden Eindruck. Es gab große und kleine Leute, auch ein paar dicke, und niemand war wirklich mager. Sie sah alte und junge Männer und verschiedene Hautfarben, von Tiefschwarz bis Birkenweiß. Es gab jede Menge Kinder, und ihrer Kleidung nach zu urteilen, arme wie reiche.

»Was meint Ihr?«, fragte Gaia.

Die Frauen auf der Veranda kicherten. Gaia schaute verwirrt zu Chardo.

»Wir haben hier nicht viele Frauen«, sagte Chardo. »Bloß eins von zehn Kindern ist ein Mädchen.«

Erstaunt schaute sich Gaia abermals um und stellte fest, dass es tatsächlich sehr wenige Frauen gab. Die meisten hatten sich auf der Veranda um die Matrarch geschart. Die Gesichter vor den Hütten aber waren fast alle männlich. Viele trugen Bärte. Selbst die Kinder waren fast alle Jungs. Wie hatte sie das übersehen können?

»Das ist noch nicht alles«, fuhr die Matrarch fort. »Das letzte Mädchen wurde vor nunmehr zwei Jahren geboren. Seitdem nur noch Jungen.«

»Wie kann das sein?«, fragte Gaia.

Die Matrarch zuckte die Achseln. »Man braucht es nicht zu verstehen. Die Entscheidung bleibt dieselbe: Zieh heute noch weiter, oder bleibe für immer.«

»Ich habe wohl kaum eine Wahl. Wohin sollte ich denn gehen? Wie soll ich überleben?«

»Vor ein paar Jahren war da eine kleine Siedlung ein Stück westlich von Sylum. Und es gibt Nomaden, die

auf ihrem Weg aus dem Norden hier durchkommen. Du könntest dein Glück in jeder dieser Richtungen versuchen oder in deine Heimat im Süden zurückkehren.«

Gaia konnte unmöglich umkehren – nicht so geschwächt, wie sie war. Sie konnte sich ja kaum auf den Beinen halten. »Das schaffe ich nicht«, sagte sie. »Außerdem könnte ich nie meine Schwester zurücklassen.«

»Das dachte ich mir«, sagte die Matrarch. »Doch es gibt noch etwas, was du berücksichtigen solltest: Wenn du bleibst, musst du die Regeln unserer Gemeinschaft befolgen. Sie mögen dir zunächst sehr streng erscheinen – doch ich versichere dir, dass sie gerecht sind.«

»Ich kann mich mit allem arrangieren, solange ich nur bei meiner Schwester bleiben kann«, sagte Gaia.

Eine leichte Brise fuhr über die Veranda, und eine Strähne weißen Haars fiel der Matrarch ins Gesicht. Blinzelnd strich sie sie zurück. »Sag mir eines«, bat die Matrarch mit ihrer sanften, melodischen Stimme. »Was wäre wohl aus dem Baby geworden, wenn Chardo Peter euch nicht gefunden hätte?«

Gaia schluckte schwer. »Sie lag im Sterben«, gab sie zu.

Die Matrarch nickte und trommelte wieder mit ihren Fingern auf den Stock. »Und sie ist noch nicht außer Gefahr. Ohne eine Amme, die sie stillen kann, hätte sie nicht die geringste Chance. Korrekt?«

Gaia nickte.

»Ist das ein Ja?«, hakte die Matrarch nach.

Die Richtung des Gesprächs behagte Gaia ganz und gar nicht. Unter dem höflichen Umgangston der Matrarch schlummerte eine brutale Unnachgiebigkeit.

»Nun?«, fragte die Matrarch lauernd. »Jetzt sag es schon.«

»Ja«, gab Gaia zu. »Meine Schwester wäre gestorben.«

Die Matrarch entspannte sich. »Dann werden wir deine Schwester von nun an als Geschenk an Sylum betrachten. Ein kleines und wertvolles Geschenk. Darüber hinaus werden wir angesichts dieses Geschenks und in Abhängigkeit von deiner weiteren Führung über dein Vergehen einstweilen hinwegsehen.«

»Mein Vergehen?«

»Du hast deine Schwester wissentlich und aus freien Stücken in tödliche Gefahr gebracht.«

»Das klingt ja, als hätte ich sie töten wollen!«, rief Gaia und erstarrte vor Angst. »Das habe ich nicht! Ich habe getan, was ich konnte, um sie am Leben zu erhalten.«

»Du hast selbst zugegeben, dass sie ohne unsere Hilfe gestorben wäre«, sagte die Matrarch. »Du hast jedes Anrecht auf dieses Kind verwirkt. *Deine* Schwester, um die *du* dich gekümmert hast, ist tot. Am Leben ist allein das Kind, das Chardo gerettet hat – und was sie jetzt am meisten braucht, ist viel Fürsorge und eine neue Mutter.«

Einen schrecklichen Moment lang wusste Gaia ganz genau, wie es all den Müttern ergangen war, deren Kinder sie zur Enklave vorgebracht hatte. »O bitte, lasst

mich zu ihr«, flehte Gaia. »Sie könnte sterben. Ich muss mich doch um sie kümmern.«

Die Matrarch aber wandte sich ab und pochte mit ihrem Stock einmal auf den Holzboden. »Natürlich bedaure ich deinen Verlust. Es ist schrecklich, ein Kind zu verlieren.«

Sie redete, als wäre Maya schon tot.

»Das könnt Ihr nicht tun!«, rief Gaia. »Ihr habt ja keine Ahnung, was wir durchgemacht haben! Ich habe *alle* verloren, die mir etwas bedeuten.« Verzweifelt griff sie nach dem Stock der Matrarch und riss daran. »Ihr könnt mir doch nicht meine Schwester wegnehmen!«

Die Matrarch ließ den Stock los, hob ihre Hände und machte einen Schritt zurück. »Ergreift sie.«

Gaia wurde gepackt. Der Stock fiel klappernd zu Boden. Ein halbes Dutzend Männer sprang zwischen sie und die Matrarch, und man drehte ihr die Arme auf den Rücken.

»Sie ist meine ganze Familie!«, rief Gaia und versuchte sich zu befreien. »Ich kann sie nicht auch noch verlieren!«

Die Matrarch strich ruhig ihr Haar zurück und streckte dann die rechte Hand aus, ein stummer Befehl. Einer der Männer gab ihr den Stock in die Hand. Stählern schlossen sich ihre Finger darum.

»Ich will sie von meiner Veranda haben«, sagte die Matrarch.

Gaia wurde die Stufen hinabgeschleppt und so hart zu Boden gestoßen, dass sie auf den Knien landete und

sich mit den Händen abfangen musste, um nicht ganz und gar im Schmutz zu liegen. Es war demütigend. Ihr Kinn war nur Millimeter über der Erde, und sie war so schwach, dass es keiner besonderen Anstrengung der kräftigen Wache bedurfte, sie am Boden zu halten – physisch zumindest, während sich in ihr alles auflehnte.

»Wir haben sie unten«, rief Chardo, und da begriff sie, dass er es war, der sie festhielt. Ungläubig versuchte sie noch einmal, sich zu wehren. Er war so sanft zu ihr gewesen – doch nun war er so unnachgiebig wie ein Fels.

»Du wirst mir jetzt gut zuhören«, sagte die Matrarch nun in einem tiefen und honigsüßen Ton. »Es gibt nur eine Anführerin hier. *Eine*. Du wirst lernen, unsere Regeln zu befolgen – oder man wird dich zum Sterben zurück ins Ödland schicken.«

»Was würde meine Großmutter davon halten, wie Ihr mich behandelt?«, entgegnete Gaia.

»Lady Danni wäre die Erste, die mich unterstützen würde«, sagte die Matrarch. »Sie hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Chardo!«

»Ja, Mylady«, antwortete er.

»Wo steckt Munsch?«

»Noch im Lager. Ich hatte nicht die Zeit, bei ihm vorbeizureiten.«

»Sobald du ein frisches Pferd hast, kehrst du zu ihm zurück. Und haltet Ausschau nach ihrem Bruder oder anderen. Ich werde zusätzliche Patrouillen losschicken. Keinen Augenblick glaube ich daran, dass sie wirklich



die Einzige dort draußen ist. Etwas muss im Süden passiert sein.«

»Jawohl, Mylady.«

»Gaia Stone, wirst du kooperieren?«, fragte die Matrarch.

Gaia knirschte mit den Zähnen. Sie würde ihre Schwester zurückkriegen – koste es, was es wolle. Katzbuckeln eingeschlossen. »Jawohl, Mylady«, sprach sie Chardo nach.

»Dann hoch mit ihr«, sagte die Matrarch.

Sobald sie spürte, dass sein Griff sich lockerte, riss Gaia sich los und rappelte sich auf. Sie warf Chardo einen vernichtenden Blick zu. »Dafür hast du mich gerettet?«

Der Reiter begegnete ihrem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, als täte ihm seine Grobheit nicht im Geringsten leid. »Es war die richtige Entscheidung.«

*Die richtige Entscheidung.* Er hatte die ganze Zeit gewusst, dass die Matrarch ihr ihre Schwester abnehmen würde.

Sylum war genauso schlimm wie die Enklave – bloß dass die Frauen hier das Sagen hatten.



## 2 Libbies

Gaia wälzte sich in ihren Kissen hin und her und lauschte dem leisen Trommeln des Regens auf den Blättern vor dem geöffneten Fenster. Dann hörte sie einen schwachen Schrei in der Nacht. Besorgt setzte sie sich auf und horchte, ob es vielleicht Maya war. Durch den Spalt unter der Tür fiel etwas Licht herein.

Die Dörfler hatten sie seit ihrer Begegnung mit der Matrarch heute Mittag nicht schlecht behandelt, aber sie hatten sie im Mutterhaus festgesetzt, während Maya anscheinend fortgebracht worden war. Sie hatten ihr eine Schüssel Suppe gebracht, ein Bad eingelassen und ihr zerrissenes, altes Kleid durch eine weiße Baumwollbluse und einen blauen, handgenähten Rock ersetzt. Als sie die Füße auf den Boden stellte, spürte sie die Dielen durch die Wolle frischer Socken. Ihre Stiefel aber waren nirgends zu sehen.

Sie lauschte angestrengt, bis sie einen weiteren Schrei vernahm, es war ein wilder, unheimlicher Vogelruf, der durch den nächtlichen Regen drängte, als ob der Sumpf selbst eine Stimme gefunden hätte. Gaia bekam eine Gänsehaut und fragte sich, ob der erste Schrei wirklich der eines Babys gewesen war. Sie musste es herausfinden.

Ihre wunden Muskeln schmerzten beim Aufstehen, und ein leises Ächzen entfuhr ihr. Sie probierte die Tür, fand sie aber verschlossen. Sie schob das Fenster weiter auf und inspizierte das kreuzförmige Lattengitter davor. Nebel schlug ihr ins Gesicht, und sie kniff die Augen zusammen. Die Abstände im Gitter waren kaum mehr als handbreit, doch als sie die Festigkeit der einzelnen Latten prüfte, stellte sie fest, dass die beiden auf der rechten Seite lose waren und nur noch auf einen ordentlichen Schubs warteten. Krachend gaben sie nach.

Sie wand und quetschte sich durch die winzige Öffnung, und dann war sie frei und fiel in den verregneten Garten. Ihre Socken waren sofort klatschnass. Sie hatte keine Ahnung, wo sie zuerst suchen sollte oder wie groß das Dorf eigentlich war, doch davon ließ sie sich nicht beirren. Sie begann mit den Hütten am Dorfplatz, linste in die erleuchteten Fenster, und arbeitete sich langsam hangabwärts. Doch alles, was sie erreichte, war, nass bis auf die Knochen zu werden, bis sie schließlich zitternd Zuflucht unter einer Weide nahm. Eine fremde Tabaknote mischte sich unter den sauberen Regengeruch, dann kam ein Reiter gemächlich an der Weide vorbei.

Sie wollte weder gefasst werden noch aufgeben. Sie lauschte, bis das von Platschen begleitete Hufgetrappel sich in der Ferne verlor. Wetterleuchten verwandelte den Sumpf in eine weite, schwarz-weiße Landschaft, wüst und lebendig zugleich. Sie starrte ins Dunkel, hoffte auf

weitere Blitze, doch dann, als der Donner verklang, hörte sie wieder einen Schrei – bloß war es diesmal weder ein Baby noch ein Vogelruf. Es war der Schmerzensschrei einer Frau in den Wehen.

Der vertraute Schrei traf sie bis ins Mark; sie löste sich aus dem Schatten des Baums und eilte den Weg hinab, der Quelle des Schreis entgegen. Auf der schmalen Veranda einer kleinen Hütte mit einem Spitzdach hielt sie inne, gerade als der Schrei erneut ertönte und langsam verebbte. Entschlossen klopfte Gaia an die Fliegengittertür.

»Will?«, rief eine Frau.

»Hier ist Gaia Stone«, rief sie. Sie blinzelte die Regentropfen von ihren Wimpern und wartete.

Niemand kam. Gaia spähte durch das Fliegengitter nach drinnen. Hüfthohe Bücherregale säumten die Wände, und auf dem Kaminsims stapelten sich weitere Bände. Eine Lampe mit rosa Schirm brannte auf einem Tisch. Gaia zog die schlammigen Socken aus und versuchte, sich den Regen aus dem Haar und von den Armen zu schütteln. Als immer noch niemand kam, zog sie vorsichtig die Tür auf und trat ein. Über sich auf dem Dach konnte sie den Regen prasseln hören.

»Hallo?«, rief sie.

Auf Zehenspitzen durchquerte sie den kurzen Flur zu einem Durchgang mit einem Perlenvorhang und strich ihn beiseite. Es bot sich ihr ein Bild voller Gegensätze: eine schlanke, rothaarige Frau in ordentlichen braunen Hosen und einer sauberen, plissierten Bluse stand ne-

ben einem Bett, in dem ein völlig aufgelöstes schwangeres Mädchen verzweifelt gegen die Schmerzen der Geburt ankämpfte.

Der Blick der Frau wanderte von Gaias durchnässten Kleidern zu ihren schmutzigen Füßen. »Sicher, dass du die richtige Party erwischst hast?«

Gaia lachte und krepelte die nassen Ärmel hoch. »Wie heißt sie? Wie lange liegt sie schon in den Wehen?«

»Das ist Fräulein Josephine. Es begann nach dem Mittagessen. Ich bin Fräulein Dinah. Willkommen.«

Josephine trug ein nass geschwitztes graues Nachthemd. Ihre Haut war dunkel und glänzte vom Schweiß, und in ihren Augen stand die blanke Angst. Wild warf sie sich herum und krümmte sich zusammen.

»O nein!«, rief sie und strich sich panisch eine dunkle Strähne aus dem Mund. »Es geht schon wieder los. Hilf mir, Dinah!« Sie griff nach der Hand der anderen und hielt den Atem an. Eine quälend lange Zeit biss sie die Zähne zusammen.

*Das ist nicht gut*, dachte Gaia und hoffte, dass die Qualen der Mutter nicht Anzeichen einer Komplikation waren. Bevor die nächsten Wehen kamen, musste sie bereit sein.

Sie sah sich um und prüfte, was sie zur Verfügung hatte: Im Kamin brannte ein Feuer, und es gab genug saubere Betttücher. Zwei Öllampen gaben gutes Licht, und das Bett stand in der Mitte des Zimmers, sodass man es von beiden Seiten gut erreichen konnte. Gaia wusch sich die Hände im Becken in der Ecke. Sie würde

mehr Wasser brauchen und ein Messer. Wenn sie doch nur ihre alte Hebammentasche bei sich hätte!

Josephine keuchte immer schneller und verdrehte die Augen. Dinah warf Gaia einen skeptischen Seitenblick zu. »Du hast wohl nicht zufällig Erfahrung mit so was.«

»Und ob ich die habe.« Gaia trat neben die junge Mutter. »Also gut, Josephine – versuch, dich vor der nächsten Wehe etwas aufzusetzen, einverstanden? Zieh die Knie lieber an.« Sie nahm Josephines Hand und schob ihr ein paar Kissen in den Rücken. »Ist das dein erstes Kind? Wie alt bist du?«

»Es ist mein erstes«, nickte Josephine. »Und ich bin siebzehn. Es tut bloß so weh! Ist das normal?«

Gaia lächelte beruhigend. »Es ist normal, dass es etwas wehtut, aber du wirst das schon schaffen. Ich bin Gaia, und ich möchte, dass du mir jetzt gut zuhörst: Wenn die nächsten Wehen kommen, schaust du mir in die Augen, okay? Mach sie nicht zu. Und das Atmen nicht vergessen! Ich werde dir helfen. In Ordnung? Kriegst du das hin?«

Das Mädchen strich sich die schwarzen Locken aus dem Gesicht und nickte, schon etwas gefasster. »Gut, ich versuche es. Du siehst jünger aus als ich. Was ist mit deinem Gesicht passiert?«

Gaia lächelte wieder. »Das ist nur eine Narbe. Ich bin sechzehn. Wie viel Zeit ist zwischen den letzten Wehen vergangen? Zehn Minuten? Fünf?«

Josephine sah hilflos zu Dinah.

»Eher drei oder vier, würde ich sagen«, meinte Dinah.

»Ich brauche heißes Wasser und ein Messer«, sagte Gaia. Dann nahm sie die Uhr von ihrer Kette, trocknete sie mit einem Zipfel des Betttuchs, klappte sie auf und legte sie auf den Nachttisch. »Und Josephine hat sicher Durst. Habt ihr Herzspannkraut? Schwarze Schlangenzwurzel?«

»Ich kann dir höchstens Kamille anbieten. Warte, ich bringe dir alles. Du glaubst ja gar nicht, wie froh ich bin, dass du hier bist«, sagte Dinah.

»Es geht wieder los!«, drängte Josephine.

Gaia strich der nervösen Mutter beruhigend über den Hals und nahm ihre Hand. »Du schaffst das schon. Du machst das sehr gut. Einfach weiteratmen, okay? Komm schon, atmen!« Sie machte es ihr vor. »Josephine, schau mich an.« Konzentriert heftete Josephine ihren Blick auf Gaias Lippen, und Gaia lächelte. »So ist es richtig. Tief durchatmen.« Sie zeigte es ihr noch einmal.

In Josephines Augen stand zwar noch Schmerz, aber keine Panik mehr. Die Wehen gingen vorbei, und sie ließ sich erschöpft in die Kissen sinken.

»Wieso hast du nicht einfach gesagt, dass du Hebamme bist?«, fragte Dinah vom Türrahmen aus.

»Ich war mir selbst nicht sicher, ob ich's noch kann«, antwortete Gaia und lachte, halb vor Überraschung, halb vor Verzweiflung.

Die letzte Geburt, bei der sie geholfen hatte, war auf die schrecklichste denkbare Art schiefgegangen. Ihre Mutter war dabei ums Leben gekommen, und Gaia hatte von da an kein einziges Kind mehr auf die Welt brin-

gen wollen. Doch ihrer Mutter wäre es bestimmt wichtig, dass sie ihre Pflichten wieder aufnahm. Und Josephine brauchte sie. Sie schaute auf ihre Hände und wischte sie noch einmal an dem weißen Stoff ab.

»Wo ist denn eure Hebamme?«, fragte Gaia. »Oder euer Arzt?«

»Unser letzter Arzt ist vor ein paar Jahren gestorben und unsere Hebamme vorletzten Sommer, im Kindbett«, sagte Dinah. »Jetzt haben wir nur noch Chardo Will. Mit Tieren ist er ja ziemlich gut. Ich habe auch nach ihm schicken lassen, aber er ist nicht gekommen.«

»Der Reiter, der mich ins Dorf gebracht hat?«, fragte Gaia verwundert.

»Das war Chardo Peter. Will ist sein Bruder.« Dinah ging die Sachen holen.

Gaia schaute dem müden Mädchen im Bett ins Gesicht. »Macht es dir etwas aus, wenn ich dich untersuche?«

»Nein, ist schon okay«, antwortete Josephine schüchtern und zeigte auf den kleinen Tisch in der Ecke. »Könntest du mir meinen Bären geben?«

Gaia entdeckte den Bären, ein zerlumptes braunes Ding mit einem einzigen Knopfauge. »Klar doch«, sagte sie und reichte ihn ihr. Dann hob sie behutsam die Bettdecke. »Das drückt jetzt vielleicht ein wenig.«

Sie untersuchte Josephine vorsichtig und mit ruhiger Hand. Der äußere Muttermund war stark geweitet, und der Kopf des Babys saß vorm Gebärmutterhals. Alles versprach eine problemlose Geburt.



»Nicht mehr lange«, sagte Gaia erleichtert. »Das Schwerste hast du schon hinter dir.«

Die nächste Stunde gab ihr recht, und zu guter Letzt lehnte sich die Mutter ermattet zurück, und Gaia reichte Dinah das Kind.

»Du hast dich prima geschlagen, Josephine«, sagte Gaia. »Ganz ehrlich. Es ist ein wunderschönes kleines Mädchen.«

»Ein Mädchen?«, fragte Josephine. »Wirklich?«

Dinah wickelte das Neugeborene in ein sauberes Tuch und gab es Josephine in den Arm. »Ein Mädchen. Ich fasse es nicht«, sagte Dinah. »Das erste in zwei Jahren! Die Matrach wird außer sich vor Freude sein.«

Gaia machte zwischen Josephines Beinen sauber und vergewisserte sich, dass die Nachgeburt komplett war. Während sie Josephine den Bauch massierte, traten ihr wieder die Bilder vom Tod ihrer Mutter vor Augen. Doch Josephines Blutungen waren nicht weiter gefährlich, sie wirkte gesund, und das Baby war groß genug und wohl-auf. Dennoch wollte Gaia auf Nummer sicher gehen. Sie hielt den Blick gesenkt und arbeitete still vor sich hin, bis sie Josephine schließlich ein zusammengerolltes Tuch zwischen die Beine legte und sie auf die Seite drehte, sodass sie sich ein paar Stunden ausruhen konnte.

Dann wurde ihr auf einmal schwindlig, und sie musste sich an der Wand abstützen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Dinah.

Gaia fasste sich an die Stirn. »Mir geht es gut. Nur ein kurzer Schwindelanfall.«



Caragh O'Brien

## **Das Land der verlorenen Träume**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-31529-7

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Die Erfolgssaga um die junge Heldin Gaia

Die sechzehnjährige Gaia Stone, eine junge Hebamme, muss aus ihrer Heimat fliehen, mit nichts als den Kleidern am Leib und ihrer neugeborenen Schwester im Arm. Nichts ist ihr geblieben, sind doch ihre Eltern getötet und die Liebe ihres Lebens verhaftet worden. Die zerstörte Welt, durch die sie sich kämpft, straft unbarmherzig jede Schwäche. Als ein Fremder sie mitten im Ödland vor dem Verdursten bewahrt, scheint sie gerettet. Doch das Dorf des Fremden nimmt Gaia nicht nur die Schwester, sondern auch noch die Freiheit. Verzweifelt und entmutigt gibt sie beinahe auf. Schließlich besinnt sich Gaia jedoch darauf, dass vor allem anderen das Leben zählt – und sie stellt sich ihrem Schicksal, der Verantwortung für ihre Schwester und einer neuen, zarten Liebe.

 [Der Titel im Katalog](#)